
Johnson-Jahrbuch

Band 2/1995

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson IX, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Beitr. teilw. dt., teilw. engl. –

Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 1. 1994 –

ISBN 3-525-20901-0

© 1995, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. – Printed in Germany.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Annekatriin Klaus

Marjorie zum Beispiel

Nach wie vor gilt, daß sich Forschungsansätze und -ergebnisse der feministischen Literaturwissenschaft noch nicht so haben durchsetzen können, wie es wünschenswert wäre. Daß der etablierten Germanistik in diesen Belangen immer noch ein gerütteltes Maß an Akzeptanz und Aufmerksamkeit fehlt, wird vor allen Dingen dann deutlich, wenn es eben nicht um jene Autoren geht, die unbelehrbar unter die Röcke ihrer Großmütter zurückwollen, sondern um weniger auffällige Stücke Prosa, um scheinbar »unbescholtene« Autoren. Ein Blick aus der Perspektive besagten Diskursfeldes würde oft schnell zeigen, daß noch in sehr vielen Texten Weiblichkeitsmythen munter weiterwuchern, und er würde verhindern, daß diese von der sekundären, hier auch sekundierenden Literatur unreflektiert weitertransportiert werden. Als Fingerzeig soll an dieser Stelle die Betrachtung einer unscheinbaren Figur aus einem großen Werk – Johnsons *Jahrestage* – genügen: Marjorie zum Beispiel.

In einer Vielzahl von Untersuchungen feministisch-kritischer Provenienz ist darauf hingewiesen worden, wie sehr »die Frau« mit den Imaginationsfeldern Wasser, Natur und Tod (bzw. Wiedergeburt) bis zur Unkenntlichkeit verwoben worden ist – und das nicht nur in Märchen, Mythen und Legenden. Der allen drei Zuschreibungsformen zugrundeliegende Mechanismus ist der des männlichen Blicks, der patriarchalen Wunsch- und Angstprojektion auf »die fremde Frau«, »die andere Frau« als dem »universellen Bild der Ambivalenz«:¹ sie verkörpert die wider-

1 Weigel, Sigrid: »Das Weibliche als Metapher des Metonymischen«. Kritische

sprüchliche Einheit der Wesenszüge lebensspendend, lockend, bergend und lebensvernichtend, bedrohlich, zerstörend. Diese Ambivalenz ist es, die nun noch ein weiteres Imaginationsfeld von Weiblichkeit begründet – der von Menschenhand geschaffene Lebensort Stadt ist, wenn man sich vor Feinden oder der feindlichen Natur hinter ihre Mauern rettet, ein »Bergendes, Umhüllendes«,² wenn sie sich jedoch zum Moloch ausgewachsen hat, eher ein Verschlingendes.³ Unter Berücksichtigung dieser beiden gegensätzlichen Wirklichkeiten von Stadt ist es nicht erstaunlich, daß »die Geschichte der Stadtdarstellungen [...] übertoll von Beispielen für die Analogisierung von Stadt und Frau«⁴ ist; so auch noch in unserem Jahrhundert in Ernst Jüngers bekanntem Satz: »Die Städte sind weiblich und nur dem Sieger hold« oder in einer aktuelleren, weniger prominenten Stimme der Presse: »Funkelnde Augen, Herzmund, wal-lende Locken und ein üppiger Busen: So sieht Spaniens Designer-Star Javier Mariscal seine Lieblingsstadt. »Barcelona ist für mich eine reife, schöne Frau [...], sagt er.«⁵ Es gilt also festzuhalten, daß »die Metaphorisierung und Allegorisierung der Stadt als Frau oder als weiblich nichts Ungewöhnliches«⁶ ist und ihre ältesten Ausformungen in den biblischen Mythen von der »Hure Babylon« und dem »Heiligen Jerusalem« hat, das »vom Himmel herabgefahren kommt »bereitet als geschmückte Braut dem Manne«.⁷

Mrs. Gesine Cresspahl, Haupt-Person und augenscheinlich gleichbe-rechtigte Co-Autorin der *Jahrestage* lebt in New York, dieser Riesenstadt, die eben »Jerusalem und Babylon zugleich«⁸ ist. Sie lebt dort allerdings »als Fremde«, die sich weigert, den »Status des Gastes« aufzugeben,⁹ so daß sie die Stadt nicht sein kann – statt dessen ist es ihr außenstehendes, alltägliches Erleben, das sich in der Darstellung New Yorks niederschlägt.

Überlegungen des Weiblichen als Verfahren oder Schreibweise, in: Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanistik-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 6, Tübingen 1986, S. 108–118, hier: S. 118.

2 Dies.: Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 150.

3 Vgl. Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Frankfurt am Main 1977, S. 305f.

4 Weigel, Topographien (Anm. 2), S. 150.

5 STERN, Heft 31 vom 23. Juli 1992, S. 46.

6 Weigel, Topographien (Anm. 2), S. 150.

7 Ebd., S. 161.

8 Krätzer, Anita: Auf der amerikanischen Seite der Sprache. Komplexität und Perspektiven des Amerikabildes in Uwe Johnsons Romanwerk *Jahrestage*, in: die horen 29, 1984, Heft 136, S. 63–76, hier: S. 65.

9 Vgl. ebd., S. 69.

Ähnlich wie die Naturbeschreibungen in den *Jahrestagen* ist diese geprägt von scharf beobachtender Nüchternheit¹⁰ und zudem von einer geradezu analytisch anmutenden Einteilung in Themenbereiche: z.B. Geräusche in New York,¹¹ die New Yorker Subway (JT, 367ff.), Weihnachten in New York (JT, 500), kleine New Yorker Schabenskunde (JT, 822ff.), Slums in New York (JT, 842ff.), Bettler in New York (JT, 887 und 1200ff.), Regen in New York (JT, 1583f.). Auch die menschliche Seite des Molochs wird in fast zyklisch auftauchenden, kleinen Anekdoten (z.B. JT, 1227ff.: zwei Schwarze helfen Gesine in die überfüllte U-Bahn) festgehalten. Die nähere Lebensumgebung der Cresspahl, der Riverside Drive und der Broadway oberhalb der 72. Straße, bildet dabei ein eigenes, immer wieder anklingendes Thema,¹² das mit ähnlich genauem Blick behandelt und das gleichwohl oft mit jenem sympathetischen, manchmal resignierenden »Hier wohnen wir« (JT, 54) bzw. »Hier leben wir« (JT, 847) beschlossen wird, welches epigrammatisch das Lebensgefühl Gesines in dieser Stadt wiedergibt. Dieses Gefühl gewinnt an Deutlichkeit in Anbetracht des bevorstehenden, ungewissen Prag-Ausfluges – »Es ist nicht Angst, es fühlt sich übler an: wie Abschied, Abschied von New York« (JT, 1473) –, so daß bei allem nüchternen Zugriff durchaus von einer Verbundenheit Gesines mit ihrer Wahlheimat gesprochen werden kann.

Diese Hinwendung trotz Distanz mag dafür verantwortlich sein, daß etwas Merkwürdiges geschieht: die erwähnten »historische[n], soziologische[n] und topographische[n] Exkurse«¹³ sowie die penibel registrierende, oft unsinnliche¹⁴ Genauigkeit der Beobachtung sind zwar der Grund dafür, daß es »nicht die Mythen des ›Traumlandes‹ Amerika und seiner ›Riesenstadt New York‹«¹⁵ sind, die in die *Jahrestage* eingegangen sind – trotzdem liegt meiner Meinung nach eine Mythisierung vor, und zwar im eingangs beschriebenen Sinne, in der dort skizzierten, positiv

10 Vgl. Bauschinger, Sigrid: Mythos Manhattan. Die Faszination einer Stadt, in: H. Deklo/W. Malsch/S. Bauschinger (Hg.), *Amerika in der deutschen Literatur*, Stuttgart 1975, S. 382-397 (bes. S. 391).

11 Vgl. Johnson, Uwe: *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, Bd. I-IV, Frankfurt am Main 1988, S. 240ff.

12 Vgl. z.B. JT, 26f., 52ff., 96ff., 548, 1188ff.

13 Krätzer, Anita: *Studien zum Amerikabild in der neueren deutschen Literatur*. Max Frisch – Uwe Johnson – Hans Magnus Enzensberger und das *Kursbuch*, Frankfurt am Main 1982, S. 205.

14 Vgl. Bauschinger, Mythos Manhattan (Anm. 10), S. 391.

15 Krätzer, Auf der amerikanischen Seite (Anm. 8), S. 65.

konnotierten Variante der Stadt-Allegorisierung. Denn New York tritt Gesine am Jahrestag vom 5.11.1967 (JT, 263–266) tatsächlich gegenüber, in dem erst so genannten und dann doch wieder unbekannten Mädchen ›Marjorie‹, dessen Namenlosigkeit bereits eine gewisse Austauschbarkeit und Überindividualität signalisiert. »Wenn jemals, Mrs. Cresspahl, die Stadt New York Ihnen Schaden oder Leides getan hat, bin *ich* beauftragt, Ihnen zu sagen: Es sollte nicht sein. Es ist geschehen durch ein Versehen. Es tut *uns* leid, und *ich* werde Sie trösten« (JT, 266, Hervorhebungen von mir, A.K.), hört Gesine die namenlose weibliche ›Erscheinung‹ auf nicht näher erläuterte, aber auf jeden Fall sprachlose Weise ›sagen‹.

Marjorie als Allegorisierung New Yorks – was auf den ersten Blick befremdlich zu sein scheint, erweist sich auf den zweiten als plausible Erklärung für die angebliche »epische Abschweifung«¹⁶ in diesem Kapitel, das scheinbar so gar nicht in den sonstigen Erzählfluß der *Jahrestage* passen will. Das Kapitel vom 5.11.1967 ist jedoch wie alle anderen Tagesaufzeichnungen des Johnsonschen Hauptwerks sowohl auf der New-York- als auch auf der Jerichow-Ebene sauber in sein Umfeld hineinkomponiert und hat an seiner Stelle, an der die zurückblickende Gesine ihre Eltern 1933 am eigentlichen Beginn ihres Lebens in Jerichow sieht, eine wichtige Funktion. So muß schon bei flüchtiger Lektüre auffallen, daß die Thematik des Hauses – die durchaus als eine Spielart des die *Jahrestage* durchziehenden Heimatthemas begriffen werden kann¹⁷ – vor und nach dem 5.11. eine gewichtige Rolle spielt: was Gesine auf der Vergangenheitsebene zu erzählen hat, ist die Schenkung des alten Papenbrock an seine Enkeltochter: »Er überschrieb ihr einen Bauernhof am Stadtrand, mit Land, Scheune und Nebengebäuden, bis zu ihrer Mündigkeit zu verwalten von ihrem Vater, Heinrich Cresspahl, Kunsttischler, Richmond, Greater London« (JT, 250). Cresspahl mochte dieses Geschenk nur widerwillig akzeptieren. »Von deinem Vater das Haus, von deinem Bruder [dem Nazi Horst, A.K.] die Beziehungen« (JT, 251), versucht er im Kapitel vom 2.11. Lisbeth in einem Streitgespräch seine Bedenken wegen der politischen Lage in Deutschland klarzumachen. Auch im

16 Spaeth, Dietrich: Jahrestag mit Vexierbild oder Warum Marjorie rote Wangen bekam. Eine Lesart zur Eintragung »5. November, 1967 Sonntag« in Uwe Johnsons *Jahrestage*, in: Ulrich Fries/Holger Helbig (Hg.), Johnson-Jahrbuch Bd. 1, Göttingen 1994, S. 127–142, hier: S. 130.

17 Vgl. Schmidt, Thomas: »Es ist unser Haus, Marie.«. Zur Doppelbedeutung des Romantitels *Jahrestage*, in: Fries/Helbig (Hg.), Johnson-Jahrbuch 1, (Anm. 16), S. 143–160.

Eintrag zum 4.11., »Das Haus für das Kind Gesine hatte er nicht angesehen« (JT, 263), wird deutlich, wie problembeladen die Rückkehr des Kunsttischlers nach Deutschland und sein schließliches Akzeptieren der Wünsche seiner Frau sind. Die Beschreibung des heruntergekommenen Gehöfts im Kapitel vom 8.11. ist hierfür der Brennpunkt, der mehr als eine Ahnung davon aufkommen läßt, daß dieser Anfang kein guter sein kann. So kündigt die Verfallenheit der Gebäude von zukünftigem Leid, als wollten »die Vorgänger [...] sagen: Nimm dir unser Unglück« (JT, 274), und singen in einem schwarzen Baum hinter dem Haus schwarzgefiederte Amseln, im Märchen oft klagende Toten- oder Seelenvögel. So ist auch die restliche Atmosphäre des Hofes voll von Tod: erst der Tod seiner Mutter machte Heinrich Cresspahl bereit, sich das Erbe seiner Tochter überhaupt anzusehen (vgl. JT, 268); die Lage des Hauses neben einem Friedhof läßt es zu, daß bei ihrer Beschreibung allein in einem Absatz das Vokabular von »Friedhof, Leiche, Tote« sechs Mal benutzt werden kann (vgl. JT, 273). Und doch muß Gesine sagen: »Jetzt bin ich zu Hause« (JT, 274), worin bereits viel vom Tonfall ihres New Yorker »Hier wohnen wir« liegt. Auf der Vergangenheitsebene wird also an diesen Tagen der Grundstein für eines der großen Themen der *Jahrestage* gelegt: Gesines Zwiespalt, wenn sie an Jerichow denkt, ihr Bewußtsein von Schuld, Tod und Leid, das ihre Sehnsucht nach Heimat, nach einem Platz in der Welt bitter und dringlicher zugleich macht.

Aber nicht nur auf der Jerichow-Ebene wird das Marjorie-Kapitel vom Heimatthema umspielt. Auch in der New Yorker Gegenwart wird der beschriebene Zwiespalt vorgeführt – nicht umsonst findet sich das Kapitel vom 3.11., jener Tag, an dem der Genosse Schriftsteller und auch Gesine direkt mit den Stimmen der in New York lebenden Juden konfrontiert werden, nur zwei Tage zuvor: »Und sie sagten: Meine Mutter. Theresienstadt. Meine ganze Familie. Treblinka. Meine Kinder. Birkenau. Mein Leben. Auschwitz. Meine Schwester. Bergen-Belsen. Mit siebenundneunzig Jahren. Mauthausen. Im Alter von zwei, vier und fünf Jahren. Maidanek.« (JT, 256) Eindringlicher kann ein Chor der Überlebenden nicht sein, und Gesine muß einmal mehr erfahren, wie lebendig die deutsche Schuld gerade in New York und bei den vielen dort lebenden Juden noch ist. Doch auf der anderen Seite steht Marie, die sagt: »Ich möchte nirgends leben, nur in New York« (JT, 259) und damit auch einen Wunsch Gesines formuliert, die im Kapitel vom 7.11. D.E.s Haus – erneut kommt hier also die Haus-Metaphorik ins Spiel – unter diesen Gesichtspunkten betrachtet. An diesem Wochenende der Erholung merkt sie wieder einmal, wie sehr sie das sucht, was »allen in die

Kindheit scheint«:¹⁸ »Als Marie kam, eine Katze auf der Schulter, ganz haarig vom rückwärtigen Lampenschein umrissen, habe ich sie verwechselt mit dem Kind, von dem ich träumte, dem Kind das ich war« (JT, 270). Allerdings wird schnell deutlich, daß D.E.s Haus keine Lösung sein kann, muß sie sich doch zu häufig zum Wohlfühlen (vgl. JT, 268f.) ermahnen. Es bleibt als vorläufige Endstation für Gesines Sehnsucht nur ihr gegenwärtiges Leben in New York am Riverside Drive, und so entsteht am 5.11. ein Tagtraum von einem New York und einer Nachbarschaft, die freundlich zugewandt und auratisch strahlend ist, frei von den sonstigen, nüchtern registrierten Problemen und vor allem frei von jenem quälenden Bewußtsein der Schuld.

Ein solcher Wunschtraum von einem friedlichen, bergenden New York paßt von der inneren Erzähllogik also durchaus an jene Stelle, an der er aufgezeichnet ist. So ist es auch nicht das ›Daß‹, das in diesem Zusammenhang kritische Aufmerksamkeit verlangt, sondern das ›Wie‹, denn der Auftritt und die Schilderung des Mädchens Marjorie müssen bei einer den patriarchalischen Denkmustern nicht mehr blind folgenden Lektüre schon auf den ersten Blick sonderbar anmuten. Da ist zum einen ihre bereits erwähnte Namenlosigkeit, die ihr – obwohl sie doch offensichtlich einen Namen hat – zugeschrieben wird: »Sie heißt nicht Marjorie. Wir wissen ihren Namen nicht.« (JT, 263) Auf diese Weise wird gleich zu Beginn des Kapitels deutlich, daß dieses Wesen trotz seiner offensichtlichen Weiblichkeit kein Subjekt, sondern etwas Überindividuelles ist. Diese typische, äußerst kritisch zu betrachtende Reduzierung einer/der Frau auf ihre Weiblichkeit als Raum für unbehinderte Wunschprojektion wird umso auffälliger, da dieselbe Gestalt an anderer Stelle, wo sie keine Projektionsfläche bieten muß, als individuelles, menschliches Wesen auftreten kann (vgl. JT, 541ff.): hier ist ihr Name dann auch kein Problem mehr, sie heißt, wie sie heißt, und ist, wie sie ist. Im Kapitel vom 5.11. hingegen wird nun »ein eindrucksvolles poetisches Instrumentarium aufgeboten, voller Formulierungen des Preisens und Bewunderns«,¹⁹ um jene namenlose Gestalt sprachlich in die Sphäre »von etwas Vollkommenen, etwas zu Schönerm«²⁰ zu heben, das wiederum mit einer individuellen, realen Frau nur wenig gemein hat. Dies gilt es also als nächstes festzuhalten; als Beispiel sollte folgende Schilderung Johnsons genügen: »Das Wort schön, für sie ist es übriggeblieben [...] Sie hat blasse

18 Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main 1959, S. 1628.

19 Spaeth, Jahrestag mit Vexierbild (Anm. 16), S. 134.

20 Ebd.

durchscheinende Haut (eine Farbstufe unter Rosa), dazu trägt sie schwarzbraunes wolkiges Haar bis über die Schulterblätter, sie hat [...] schwere dunkle Augen; das sind ihre Mittel.« (JT, 264) Eine solche Beschreibung steht in großer Nähe zu Formulierungen, die ein Javier Mariscal – so läßt sich aus weiter oben Zitiertem schließen – für seine Dame Barcelona hätte auch wählen können, und taucht damit durchaus in die Grenzbereiche des Kitschs ein. Als hätte er die Dominanz des männlichen Blicks an diesem Jahrestag²¹ gespürt, versucht der Autor sich und seine Fiktion des zweistimmigen, von Gesine dominierten Erzählens zu retten, indem er angibt, Marjories Beine zögen »auch die Blicke weiblicher Passanten auf sich« (JT, 264) – doch was im »normalen« Alltag sicherlich nicht ungewöhnlich ist, führt im beschriebenen Kontext aufgrund erkannter Absicht eher zu Verstimmung, stellt das Grundproblem dieses Kapitels eher aus, als es zu vertuschen. – Schließlich muß noch Marjories Art zu kommunizieren Aufmerksamkeit erregen: »Sie ist auf die Sprache nicht angewiesen, sie kann sich deutlich machen ohne dies fehlerhafte Mittel« (JT, 265), mehr noch: »Mit ihrem Gesicht, noch mit ihren Halssehnen kann sie eine Empfindung unversehrt und kenntlich übermitteln und sich aussprechen außerhalb der Wörter in einer Sprache, die als verloren gilt« (JT, 266). Der alte Traum vom wortlosen, unmittelbaren Verstehen und Verstanden-Werden wird hier heraufbeschworen und wie so oft einer Frau als Qualität zugeordnet. Aufgrund der traditionell angenommenen größeren Entfernung der Frau von »Sinn und Verstand« scheint dies vor dem Hintergrund des gemeinhin anerkannten engen Zusammenhangs von Sprache und Logos auch selbstverständlich und eingängig. Doch das ist nur die eine, die negativ konnotierte Seite der zu Beginn eingeführten universellen Ambivalenz von Weiblichkeit; auf der anderen Seite gerät diese Fähigkeit der Verständigung im vor-sprachlichen Bereich unversehens in die Sphäre eines Faszinosums, einer – wiederum – zauberischen, »irgendwie« überirdischen, nicht-menschlichen, da (was ja bislang noch dasselbe ist) nicht-männlichen Eigenschaft.

21 Es ist nicht nur die betrachtende Perspektive auf Marjorie, die in diesem Kapitel vorherrscht; die vornehmlich visuelle Wahrnehmung der Figur wird durch das doppelte »Wir sehen« (JT, 264) geradezu explizit gemacht. Diese Tatsache gerät in ein anderes Licht, wenn die These, »daß der Blick männlich sei« (Weigel, Topographien [Anm. 2], S. 247) hinzugezogen wird. Vgl. auch z.B. bei Schuller, Marianne: Im Unterschied, Frankfurt am Main 1990, S. 53: »Luce Irigaray hat den Vorrang des Blicks und die Absonderung der Form, die Individualisierung der Form, als Muster männlich geprägter Wahrnehmungsmuster dargelegt.«

Diese Hinweise auf die drei im Kapitel vom 5.11. hauptsächlich thematisierten Züge der Marjorie-Figur, nämlich überindividuelle Namenlosigkeit, ätherische Schönheit und auratische Sprachlosigkeit, mögen ausreichen, um klar hervorzuheben, wie wenig diese Frauengestalt von dieser Welt ist, wie sehr hier männliche Imagination die Realität wieder einmal hinter sich gelassen hat. Da wundert es eigentlich nicht mehr, daß dieser ›Engel vom Riverside Drive‹ denn auch jene zentrale Botschaft von New York für Gesine hat, die von Trost und Aufgehoben-Sein kündigt. Am Ende war dies alles dem Genossen Schriftsteller wohl selbst etwas zu heftig geraten, und er versuchte, mit dem letzten Satz den peinlichen Glanz der Marjorie mit einem »Heute war sie nirgends zu sehen« (JT, 266) zu dämpfen. Sein Ausrutscher in die Niederungen der Trivialität wird durch diesen nachträglichen Strich allerdings nicht aufgefangen, zumal er die Vorstellung von Marjorie als Verkörperung der Wunschseite von New York später, im Zusammenhang mit dem Einbruch bei den Cresspahl, noch einmal wiederholend und also affirmativ aufgreift: »Beide [Marie und Gesine, A.K.] zogen wir einen Spaziergang vor [...] Vielleicht suchten wir Marjorie. (Wenn jemals, Mrs. Cresspahl, die Stadt New York Ihnen Schaden oder Leides getan hat ...) Es war zu spät am Abend. Nirgends war sie zu sehen.« (JT, 1668) Marjorie als New York oder zumindest als für New York sprechend – hier scheint der Schlüssel für ein angemessenes Verständnis des Jahrestags vom 5.11. zu liegen, wie sich auch an Dietrich Spaeths »Jahrestag mit Vexierbild oder warum Marjorie rote Wangen bekam«²² ablesen läßt, der wohl wegen der Vernachlässigung dieses Aspektes in seiner Interpretation nach einem richtigen Anfang zu einem falschen Schluß kommen mußte. Spaeth kann ebenfalls nicht umhin, Marjorie in ihrer Künstlichkeit als eine Allegorisierung zu begreifen, kann sich dies aber nur erklären, indem er sich in eine ironisch-spöttische Lesart rettet, für die der hohe, überstrapazierte poetische Ton dieses Jahrestags nur wenig Anlaß bietet. Bei Spaeths Überlegungen spielt jene exponiert am Kapitelende stehende und mithin zentrale Botschaft Marjories bzw. New Yorks an Gesine überhaupt keine Rolle, und so geht er am Kern des Kapitels und einer plausiblen Erläuterung seiner kontextuellen Einbettung vorüber.

Nicht nur der Jahrestag vom 5.11. und sein erzählerisches Umfeld gewinnen durch die dargelegte Auflösung einer klassischen patriarchalen Allegorisierungsform deutlichere Konturen. Im Rückgriff auf die zu

²² Vgl. Anm. 15.

Beginn angemerkten Desiderate ergeben sich hieran anschließend einige Ansatzpunkte eines weiterführenden kritischen Zugriffs, der auch für den ganzen Roman von Bedeutung ist. Daß das Phänomen der projektiven Überhöhung und Stilisierung einer Frauengestalt noch keine kritischen Stimmen in der Johnson-Forschung auf den Plan gerufen hat, daß Peter Ensberg ganz harmlos davon schreiben kann, Gesine sei »fasziniert von der natürlichen Freundlichkeit Marjories«,²³ und damit eine Kunstfigur – die sich freilich erst jenseits der gängigen Leseweise als solche enthüllt – für einen realistisch gestalteten Menschen hält, zeigt einmal mehr, wie sehr die männliche Perspektive in eingangs beschriebener Weise unhinterfragt und völlig selbstverständlich als die allgemein menschliche begriffen wird. Dabei ist die Tatsache, daß Gesine New York als weiblich imaginiert, in einer Frau allegorisiert, im Grunde ein doppelt Unwahrscheinliches. Zum einen ist »die Imagination von Städten als weiblich konnotierte Natur, Körper oder Bilder [...] ja nur möglich dadurch, daß die Städte nicht als von weiblichen Subjekten bewohnt oder bevölkert gedacht werden [...]. Ihren Zusammenhalt findet diese Dialektik im Blick des tätigen männlichen Subjekts«;²⁴ zum anderen machte sich Gesine auf diese – dann eindeutig schizophrene – Weise indirekt selbst zum Objekt, da eine Frau als das ewig ›Andere‹, ›Ausgegrenzte‹ der patriarchalischen Ordnung sich »nicht in den vom männlichen Subjekt entwickelten Äußerungsformen [bzw. Zuschreibungsformen, A.K.] bewegen [kann, A.K.], ohne selbst an dieser Ausgrenzung des Weiblichen teilzuhaben«.²⁵ So ist es wohl keine Frage, *wer* der Urheber dieses Mißverhältnisses ist und wie sehr die von Johnson beschworene Grundfiktion der *Jahrestage* – »Wir haben eine Sache gemeinsam gemacht«²⁶ – sich dann doch als brüchig erweist. In seiner Ermahnung an sich selbst: »Alles, was ich in New York sah und was mir in New York passierte, konnte ich in dieses Buch nicht in meiner Fassung bringen, und ich mußte mir überlegen, stimmt das für Mrs. Cresspahl, stimmt das für eine Frau, stimmt das für diese besondere

23 Ensberg, Peter: Vertrautheit und kritische Distanz. Gesine Cresspahls Beurteilung der Lebensbedingungen in der Oberen Westseite New Yorks. Zu Uwe Johnsons *Jahrestage*, in: Nicolai Riedel (Hg.), Internationales Uwe-Johnson-Forum. Beiträge zum Werkverständnis und Materialien zur Rezeptionsgeschichte. Band 1 (1989), Frankfurt am Main 1990, S. 9–45, hier: S. 12.

24 Weigel, Topographien (Anm. 2), S. 156.

25 Weigel, Sigrid: Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 95.

26 Daiber, Hans: Die Cooperation mit Gesine (1983), in: Michael Bengel (Hg.), Johnsons *Jahrestage*, Frankfurt am Main 1985, S. 129–132, hier: S. 130.

Frau«²⁷ ist zwar ein Bewußtsein Johnsons für die Probleme seiner engen Zusammenarbeit mit Mrs. Cresspahl erkennbar. Trotzdem begeht er hier, wie sich im unfreiwilligen Durchschlagen seiner männlichen Perspektive zeigt, den Fauxpas, Gesine zu einer aktiven Trägerin einer klassischen patriarchalen Imaginationsform zu machen. Nicht daß Frauen dies nicht auch gewesen wären oder sind (im Bestreben, den Männern zu gefallen oder in der Ordnung, in der sie geboren und sozialisiert wurden, zu überleben, haben sie viele genuin patriarchalische Mechanismen oft mehr als nur übernommen) – doch wäre ein solcher Fehler einer wachen Autorin der siebziger Jahre wohl nicht unterlaufen.

Und einer wachen Sekundärliteratur, einer dem zu Anfang skizzierten Diskursfeld aufgeschlosseneren Forschung wäre es wohl kaum unterlaufen, hier nicht stutzend innezuhalten. Ohne damit über den Autor Johnson den Stab brechen zu wollen, sollte lediglich gezeigt werden, welche Chancen durch Ignoranz und Selbsthemlichkeit nicht nur hier, sondern auch andernorts vergeben werden: quer über die Gleise zu gehen und neue Zugriffe zu gewinnen.

Annekatriin Klaus, Weißhausstr. 50, 50939 Köln

27 Bruck, Werner: »Ein Bauer weiß, daß es ein Jahr nach dem andern gibt.«, in: Eberhard Fahlke (Hg.), »Ich überlege mir die Geschichte ...«. Uwe Johnson im Gespräch, Frankfurt am Main 1988, S. 268-272, hier: S. 270.